

Ein Wintertag in Grönland.

Aus dem Dänischen.

Es war im Anfang des Monats März. Festige Stürme, besonders aus Norden, hatten fast den ganzen Februar hindurch getoht, und ein Nordsturm in Grönland mit über 30 Grad Kälte ist kein Spaß, der geht einem durch Mart und Bein. Die Kälte ist jedoch nicht das schlimmste, denn kann man ihretwegen nicht draußen sein, so nimmt man Zuflucht zu seiner Hütte. Diese ist allerdings nicht komfortabel, nicht mit europäischem Luxus ausgestattet, aber sie ist in ihrer Einfachheit warm und geschützt, und obwohl sie für einen verdörmten Europäer etwas verquälmt ist, die Nase der Grönländer ist an diese von den verschiedenen Elementen zusammengesetzte Atmosphäre gewöhnt. Kein, die Kälte ist nicht der schlimmste Feind, da ist einer, der viel böser ist, das ist der Hunger. Ein Tag für Tag andauernder Sturm, unter welchem das Meer nichts von seinen reichen Schätzen abgeben kann, ist wohl dazu angethan, die während des Herbstes gesammelten Vorräthe verschwinden zu lassen. Das gebörte Seehundfleisch ist zu Ende, das schmeckt nicht dem frischen am besten und wird infolgedessen auch zuerst verbraucht — die Grönländer sind ja auch Menschen; etwas gebörter Dorsch und zum Glück ein ganzer Theil getrockneter, kleiner Heringe sind noch im Vorrath, gut verwahrt in Lederbeuteln. Aber es ist doch hart, während so langer Zeit keinen Bissen frisches Fleisch zu bekommen, sich nicht an einem kleinen Stück Speck erquiden zu können und, was das schlimmste ist, die Lampen werden bald verloschen, der Thran geht auf die Neige. Ach, man war so leidlich, zu viel von allem zu verbrauchen, da man noch im Ueberfluth taufte! Jedoch was nun einmal geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Aber es kann alles noch gut kleiden, wenn das Wetter bald wasserschlägt, damit die Seehundfänger hinaus auf die See können, es sind ja viele Seehunde im Fahrwasser gefangen worden. Man sieht das Eis in der Gegend und das ist ein gutes Zeichen.

Ja, das Eis, Großeis, wie man es nennt — das in mächtigen Massen, abgebrochenen Massen von Osten kommt, um die Südpole biegt und längs der Westküste nach dem Norden geht — dieses Eis, das der Schrecken des Seefahrers ist, weil es seine Fahrt hindert und ihn und sein Schiff leicht verderben kann, wenn er das Unglück hat, hineingugerathen — dieses Eis ist ein sehr willkommener Gast des Grönländers, denn mit ihm kommt die Seehunde, die ja die Bringer des Wohlstandes und augenblicklichen Wohlseins sind. Darum, wenn der Ruf erschallt: „Das Eis kommt, das Eis kommt!“ dann ist Freude bei Alt und Jung, und die Hoffnung erblüht wieder, denn die frohe Aussicht ist da, daß die „Schmalz“ Zeit vorbei ist und man Ertrag für die Armut des Winters bekommt. Aber was nützt das alles, wenn draußen der Sturm tobt und keine Möglichkeit ist, auf die See zu gehen? Ja, so war es nun schon lange Zeit, und der Muth war um verschiedene Grad gesunken. Der Kaffeestiel war in der letzten Woche nicht auf dem Feuer gewesen, man hatte nichts, um etwas dafür zu kaufen, und auch nichts an die Europäer zu verkaufen. Ja, man hatte sogar Darlehen von den Europäern erhalten, einige sogar mehrmals, aber jetzt hatten die Dänen das Borgen satt und nun sahen die Grönländer und harrten muthlos auf dem Aufschlag, ob es nicht doch bald einen Umschlag in der Witterung gäbe. Die Hoffnung ging in Erfüllung, aber Abend hatte sich der Wind gelegt, aber das war keine Sicherheit, ob er am Morgen nicht wieder losläßt, wollte es war schon oft so gewesen. Wer jetzt war es Ernst. Der Sturz hatte sich ausgerastet, das Meer lag spiegelglatt und man würde am Horizont den von Strom näher geführten weißen Eisstreifen gesehen haben, wenn es nicht zu dunkel gewesen wäre; der Grönländer ist früh auf den Beinen, er kann nicht den Morgen im Bett verbringen. Im Halbtag sieht man einige Gestalten am Strande sich bewegen; das sind die Seehundfänger, die ihre Kajalgeräthe sammeln, um so früh auszufahren, damit sie den ganzen Tag vor sich haben, und wenn das Glück mit einem Seehund im Schlepptau heimkehren können. Ein Kajal nach dem anderen schiebt dahin über das klare Wasser — dieses leichte, arztlose Lederhörnchen, kaum findet man Feinere in der Welt. Es hat viele gute Eigenschaften, u. a. daß ein Mann es mit Leichtigkeit unter dem Arm von einem Ort zum andern tragen kann. Dann ist nur ein Paar darin — auch eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft, es reißt nur ein Haupt und ein Wille darin. In diesem kleinen, preiswürdigen Hörnchen kämpft der grönländische Seehundfänger oft einen harten Kampf mit den Elementen; in diesem sieht man ihn oft in stehender Kräfte auf den Wogenbergen reiten und dahinjagen nach dem Seehund, der gerade auftaucht, um zu atmen. An den langen Winterabenden erzählt er hiervon, wenn er nach des Tages Lust auf seiner Brize sitzt und einer anständigen lauschenden Zuhörerschaft von seinen Erlebnissen und Kämpfen berichtet.

Aber nicht immer kehrt er siegend heim von diesen Kämpfen, oft befißt ihn das Meer; ein fallender Handgriff, der Verlust einer Ruderklinge, ein Schuß, der durch das Kajal gegangen ist, oder ein Anriff des Seehundes

können seinem Leben ein jähes Ende bereiten und dabei betrauern ihn sein Weib und seine Kinder. Nun aber zurück zur Arbeit und Mühe des Wintertages. Die letzten Kajalen sind dahin gezogen, die Dunkelheit ist dem klaren Tageslicht gewichen. Es herrscht trübender Frost, — das Thermometer ist auf 20 Grad gesunken, die Luft frisch und stärlend, der Himmel wölbt sich rein und klar im herrlichen tiefen Blau. Die Sonne scheidet höher und umhüllt die weißgeleibeten Felsen mit ihrem goldenen Glanz. Ueberall breitet sich der weiße Teppich aus, er blendet im Sonnenschein, aber schön sieht er aus, so lange die Sonne ihn noch nicht aufgetaut hat und schmutzige Füße ihn noch nicht zertritten haben. Hier und dort stehen wie große zusammengebaute Schneehügel, und was ist das, was dort aus einigen hervorsticht? Es ist der Schornstein der Häuser, die der Schnee vollständig zugewebt hat, und da steht gerade ein Weib und schaufelt den Schnee fort, damit die Bewohner heraus können. Wenn dies nicht von außen geschieht, sind die Bewohner gezwungen, ihren Weg durch den Schornstein zu nehmen.

Dort geht eine Schaar Frauen, jede mit einem lauen Lederriemen unter dem Arm, lachend und plaudernd gehen sie auf dem Schnee; falls eine zu weit auf den heimlichen Schnee tritt, so sinkt sie tief hinein, denn der Schnee ist nur oben hartgefroren und unter der Kruste weich. Eine Lachsalbe die ihr sicher, aber sie lacht mit, zieht den langen Stiefel aus, schüttelt den Schnee heraus und weiter geht es. Die Frauen holen Haidkraut, die Feuerwa ist alle; aber es ist ja genug auf der Hand, wenn erst der Schnee abgeroben ist. Das ist keine angenehme Arbeit, aber sie sind sie gewohnt, dies ist ihr täglicher Gang um diese Jahreszeit, aber müde sind sie doch, wenn sie Nachmittags, nachdem sie durch den tiefen Schnee gewatet sind, mit ihrer schweren Bürde zu Hause anlangen. Hier kommt ein junger Grönländer auf seinen Schneeschuhen, er hat seine Büchse auf der Schulter und die Mühe über den Kopf gezogen, der Frost beißt und die Ohren werden steif. Ein Kajal ist beschädigt, darum will er den Tag lenken, und einige Hasen und Schneehühner jagen, um sich auf diese Weise seinen Tageslohn zu verdienen.

Es ist jetzt zehn Uhr Vormittags, Glodenklara erschallt, aber nicht die Kirche ruft, es ist ja Werktag; — es ist der Kaufladen, der die Kaufleute einladet. Der Umsatz ist heute nicht groß, nur die besten Arbeiter haben einen Rest ihres halbmönatlichen Lohnes übrig, und diese bedenkenswerther Menschen schleudern den Weg zum Laden entlang und verhandeln mit ihren Frauen, was heute spendiert werden soll. Ein Kind hat Geburtstag und das kann man nicht unbemerkt dahingehen lassen, die Kinder sind ja die Lust und Freude des Grönländers. Heute muß man Bekannte bewirtchen können, so weit das Geld reicht, sollte man auch die letzten Tage vor dem Johannisfest auf dem Treckensitzen müssen. Dann werden die letzten Kronen für Staffee und Klundis abgezogen — denn darin besteht die Gewerkluna. Und der Kleine wartet augenscheinlich schon darauf, denn da kommt er gegangen, stolz und stolz in seinem Gidocselvel mit dem neuen Pommoollütertau, die Hände tief in den Hosentaschen veratoben und eine Cigarre im Mund. O ja, das versteht er; er ist zwar erst sechs Jahre alt, aber die Kunst hat er gelernt; Lachergängen behauptet er, daß er die brennende Cigarre bereits neben sich aufsteckt habe, als er an der Muttertraft lag, aber das ist gewiß Verleumdung.

Die Geschäftszeit ist vorüber, der Laden, der heute nur eine Stunde geöffnet war, ist geschlossen, und mer etwas vergessen hat, muß bis morgen warten. Der unglückliche Käufer eilt nach Hause, um seine Einkäufe zu sortiren, die obwohl sehr verschieden sind einander, alle in einem Zwang getragener werden; weitausläufige Emballage kennt man nicht. Wir folgen mit und gehen in das Haus eines Grönländers. Es sind wenige Menschen darin, denn der Mann ist auf Seehundjagd, die Frau holt Feuerung und die Kinder sind in der Schule. Eine alte Frau sitzt auf der Brize und ist einige getrocknete Heringe aus der Schürze. Das ist ein trodenes Essen und schwer zu kauen, wenn die Zähne nicht mehr ihre Dienste thun wollen; jetzt hat sie es aber glücklich bewältigt und geht an den Wasserimer um sich zu erquiden. Nicht weit von ihr sitzt ein junges Mädchen und sticht, sie ist nicht mit den andern auf Arbeit gegangen, denn in wenigen Tagen ist ihre Hochzeit und da muß der Tag zur rechten Zeit fertig sein. Die weichen Lederhütel mit der schönen Lederfiderlei stehen fertig neben ihr, und zu sich sieht sie verständig danach hin, dann erhebt sie wieder die Stichelei, die angesetzt werden soll auf den Brautanzug von melirtem Seehundfell, den ihr Bräutigam, der flinke Fischer, ihr als Hochzeitsgeschenk überreicht hat. Neben ihr liegt ihr Schneebrett aus Holz, auf welchem sie mit ihrem Messer die landen rothen, blauen und weissen Lederstreifen in kleine Bänder geschnitten hat, die nun in bestimmtem Muster aufgenäht werden. Sie kann eine niedliche Braut werden, die Kleine, wenn sie ihren Brautshmid angelet hat. Die Mutter steht vor der brennenden Lampe, die aus einem Steingefäß voll Thran und einem zusammengewickelten Leppen darin besteht. Die Mutter muß die Kleidung

des Mannes nachsehen, ob etwas daran auszubessern ist. Er muß einen trodenen Anzug anziehen, wenn er heute Abend vielleicht gänzlich durchnäßt heimkehrt. Sie steht vertaendend hin, und Gottes Güte wird ihr Mann heimkommen und alte Beute mitbringen; er ist einer der flinksten Fänger, und wo etwas zu holen ist, ist er stets der erste am Plage. Wenn Gott ihm nur auch heute helfen möchte, sie brauchen die Hülfe so nöthig nach dem langen Sturm!

Uebertrieben sauber ist es nicht in diesem Raum, der als Wohn-, Schlaf-, Eßstube und Küche zugleich dient, der größte Schmutz ist zusammengekehrt und unter der Brize aufgehoben, bis einmal Hauptreinigung stattfindet. Das Möbelstück ist nicht groß; außer der Brize, die am Tage zum sitzen und Nachts zum schlafen benützt wird, steht in einer Ecke ein kleiner Tisch neben einem alten Stuhl, der einmal auf einer Auktion aus den Sachen eines fortgerissenen Dänen erstanden wurde und augenscheinlich bessere Tage gesehen hat. Die Betten mit ihrem baumwollenen Bezug liegen zusammengepackt auf dem einen Ende der Brize. Auf einem kleinen Regal stehen einige Tassen mit vergoldeten Blumen; es ist lange her, seit sie benützt worden sind, aber wenn der Vater heute mit reicher Beute heimkehrt, da wird man sie wieder in Gebrauch nehmen. Einige Bilder des „Illustrirten Abend“ haben den Weg über's Meer gefunden und sind vorigen Weihnachts mit einigen Bildern der bernhuitischen Mission an die Wand geschlagen worden. Ein niedriger Ofen mit einem Kuchtopf darauf, ein Wasserimer mit Schöpfbecher, eine kleine Bank und einige große Spanischadteln mit den Staatsfledern vervollständigen die Einrichtung. Da ist kein Luxus, nichts, das man gewöhnlich nennen könnte, und doch führen die Leute ein glückliches, bescheidenes Leben, das liegt man auf dem Antlitze der drei Anwesenden.

Wir gehen wieder hinaus in's Freie. Es ist Nachmittag und die Sonne ist im Sinken begriffen. Ruhe und Stille herrscht ringsum, denn die Seehundfänger sind noch nicht da. Einige Kinder spielen am Strande und ein flinker Knabe rudert in seinem Kajal lustig umher, er läßt sich, um sich zur Monnessthat zu kräftigen. Seht nur, wie scharf er mit seinem Pfeil alles trifft, monach er zielt! Aber was ist das? Das sind wohl die Dänen, die sich auf Schneeschuhen ein Vergnügen machen; das ist ja eine große Karawane! Dort kommt ein Herr den Berg heruntergelassen, er steht sicher in vernünftiger Stellung, pfeilschnell gleitet er den Hügel herab; ein kleines Stüchden noch; so, jetzt kommt er nicht weiter. Wäre ich nur erst wieder oben! seufzt er, bergauf geht es nicht so leicht, als bergab. Jetzt kommt eine Dame, noch hält sie sich zurück, — nein, nun verliert sie die Balance und verschwindet im weichen Schnee, und wehe derjenigen, die hinter ihr kommt, sie muß denselben Weg gehen, wenn sie nicht bei Zeiten abspringt oder beibrückt! Nun, das Unglück ist nicht groß, man fällt meist und ist man nicht zu ehrsüchtig, so lacht man über die Sache, schüttelt den Schnee ab und läuft nach den Schneeschuhen, die ihren Weg auf eigene Faust vollendet haben. Ein herrliches Vergnügen dieser Skitrip; er reinigt und belebt die Lungen. Schade nur, daß der Nachmittag so kurz ist. Die Gesellschaft ist bereits auf dem Heimweg, als ein lauter Ruf ertönt: „Haus hallo!“ „Haus hat einen Seehund!“ Der Ruf plärrt sich fort durch die Luft, denn die Kinder rufen mit und alles stürzt an den Strand, zuerst jedoch Hansens Angehörige. Es ist doch so schön, einen Seehund zu sehen, und ein Stüchden ist wohl für jeden übrig, denn der Grönländer ist nicht geizig, er theilt willig mit jedem, der in Noth ist. Bald erschallt ein neuer Ruf, ein zweites Kajal biegt um den Verprung, und, obwohl ein gewöhnliches Auge nichts weiter als das Kajal sieht, der Grönländer sieht sofort, daß ein Seehund ihm zur Seite schleppt. Noch mehrere Glückliche kehren mit reicher Beute heim; es ist ein gesegneter Tag heute, und Sorge und Noth sind vergessen.

Wir eilen zum Strande, um das Schauspiel mit anzusehen, der Fänger steigt an's Land, zieht sein Kajal herauf und trägt es an seinen Platz. Seine Arbeit ist für heute vorbei, ruhig geht er in sein Haus und nimmt sich einige gebräute Heringe, um den größten Hunger zu stillen, bis das Seehundfleisch gekocht ist. Inzwischen müssen die Frauen ansetzen, das Thier wird auf das Land geschleppt, das Messer wird herorgeholt und nun beginnt die blutige Arbeit. Das Thier wird aufgeschlitten, das Fell abgezogen, das Fleisch abgetheilt, das Blut mit den hohlen Händen geschöpft, die Eingeweide sortirt und vieles mehr! Arbeit giebt es genug, aber man ist mit Lust und Freude dabei. Die Kinder stehen erwartungsvoll dabei, jetzt kommt die Reihe an sie; jedes bekommt ein kleines Stück Speck mit daranhängender Haut zum kauen, das ist ihr zugeständenes Recht. Froh und laudend gehen sie heim mit ihrem Antheil des Fanges; was man nicht mehr ausfaugen kann, gebraucht die Mutter noch auf ihre Thranlampe. Ja, es ist ein schöner Tag heute, denn es sind viele Seehunde gefangen und bei jedem dürfen sie sich einfinden. Bald brennt das Feuer daheim, das Fleisch ist im Topfe und ein angenehmer Duft reizt den Appetit. Nun wird es auf einer Schüssel servirt, die

auf die Diele gesetzt wird. Der Mann nimmt sich zuerst — er ist es doch, der der Gefahr auf dem Wasser ins Stampe mit dem Thier ausgelegt war — mit Kennermeine wagt er sich ein leckeres Stück und speißt es auf sein Messer; als Gabel dienen die Finger. Es ist nicht wenig, was er vertilgen kann, ist doch dies die einzige richtige Mahlzeit, die er heute bekommt. Wenn er fertig ist, trocknet er Mund und Hände an einem Tuche, und nun kommen die Frauen an die Reihe.

Nun ist es Abend geworden, es dauert nicht lange, so werden die guten, dicht gestopften Federbetten auf die Brize gelegt, und der tapfere Fänger streckt sich müde darauf aus. Vorher nimmt er sein Gesangbuch und liest ein Dankesgebet daraus für den Allmächtigen, der ihn heute wieder so gnädig beschützt und seine Arbeit gesegnet hat. Draußen hat sich die Nacht ausgebreitet, doch nein — über unserm Haupt fährt ein Nordlicht nach dem anderen in glänzendem Streifen am Himmel entlang, oft in den verschiedensten Farben spielend. Da liegt Leben und Bewegung in dem Ganzen; kein Wunder, daß die alten, heidnischen Grönländer glaubten, es seien die Seelen der Verstorbenen, die Ball mit einander spielten. Jetzt wissen sie besser Bescheid; sie stehen ein Stündchen und erfreuen sich an dem herrlichen Schauspiel, dann kehren sie heim und legen sich mit der frohen Hoffnung auf ihr Lager: Morgen bekommt er wieder einen guten Tag, denn das Nordlicht deutet auf Kälte und stillen Wetter.

Ein Tunnel in der Höhe von 3400 Meter.

oder 11,300 Fuß, ist in Europa etwas Neues. Es soll demnach in Hochalpen ausgeführt werden. Man anerkennt sich noch der furchtbaren Katastrophe, die in der Nacht vom 12. Juli 1892 die berühmten Väder von St. Gerwald im Aroethale, unweit Chamounix, zerstörte, wobei etwa 120 Berggäste umkamen, und im ganzen über 200 Menschen das Leben verloren. Verursacht wurde das Unglück durch den plötzlichen Ausbruch eines unterirdischen Gletschersees auf dem Tete-Rouffe-Gletscher des Dome du Goutier, eines Nachbargipfels des Mont-Blanc, von dessen Erstigen niemand vorher eine Ahnung hatte. Seine Wassermassen erschossen sich in das Thal des Biannanabachs und von da in's Montjoie-Val, an dessen Ausgange in's Aroethal das Bad St. Gerwald in enger Felsenschlucht liegt. Die Dörfer Biannan im Montjoie-Val und Le Fayet im Aroethal wurden damals durch den Schlammlstrom, der mächtige Felsblöcke mitwühlte, fast vollständig weggerissen. Seitdem beschäftigten sich die Gelehrten und Behörden mit der Frage, wie der Wiederholung einer dergleichen Katastrophe vorzubeugen sei, und gemüthlich prüft der sogenannte Aufholungsdiens des Departements Hochalpen einen Plan, der jedenfalls verwirklicht wird. Er besteht in der Anlage eines Tunnels, der vom Grunde des Gletschersees bis auf der Tete-Rouffe nach dem Biannanabach durch das Eis gebohrt werden soll, und eine Leitung für den regelmäßigen Abfluß des sich in dem Becken immer wieder ansammelnden Wassers bildet. Man will jetzt zunächst einen Weg nach dem Tete-Rouffe-Gletscher haben, der die Verlängerung eines von der Gemeinde Les Houches im Aroethale, vier Kilometer unterhalb Chamounix, herauströmenden Waldwegs ist, und auf dem Tete-Rouffe-Gletscher eine Baracke für die Arbeiter errichten. Bis Ende 1899 soll der Tunnel vollendet sein, der der höchste Europas werden wird. Die Ausführung des Unternehmens ist dem Ingenieur Kuf in Annon übertrauen.

Wie man Vorerker macht.

Als die berühmte englische Polizei erfährt unweilen scharfe Kritik. Ein Gefährlichkeitsbericht veröffentlicht unter der Signatur: „Wie man Vorerker macht“, folgendes Brief eines Anwesenden: „Man hat mich dreimal einsperrt. So lange, wie ich Arbeit hatte, kam ich niemals in Schwierigkeiten. Dann verlor ich aber meine Arbeitsstelle und allenthalben zog man jüngere Leute vor. Ich war hungria — wissen Sie, Schwärden, was es heißen will, hungria zu sein? Ich bettelte an den Thüren. Ich wußte wohl, daß es verboten war, aber ich bettelte. Man sperrte mich dafür ein. Als ich entlassen wurde, sagte ich mir: Das wird Du nicht wieder thun! Ich verpackte mir etwas Leber, machte daraus ein Paar Schnitzhölzer und versuchte, sie zu verkaufen. Ich wurde dabei abgefakt und der Polizeirichter verurtheilte mich wegen Hausfriedens ohne Konzession. Als ich entlassen wurde, sagte ich mir: Das thust Du nicht wieder. Ich aing und aing und konnte keine Arbeit finden, aber auch nichts zu essen. Todtmüde leate ich mich unter eine Hecke — da wurde ich wieder einsperrt, weil ich obdachlos unter freiem Himmel geschlafen habe.“

Der den Kessel besam.

Eine hübsche Anekdote, auf die man mit Aua und Recht das bekannte „wenn es nicht wahr ist, so ist es doch auf eruntent“ anwenden kann, zerflucht augenblicklich in Wolverbampion auf Achen des Bischofs von Bichfeld. Der Bischof traf neulich auf einem seiner Spaziergänge eine Gruppe von Aohlenrättern, die auf seine Frage, womit sie sich beschäftigen, die letzte Antwort gaben: „Mit Lügen.“ Sie hatten nämlich einen kufneren Kessel gefunden und einmüthig beschlossen, ihn derjenigen als Eigenthum zuzuschreiben, welcher die größte Lüge auszubringen im Stande wäre. Auz höchste enttrüft stellte ihnen darauf der Bischof vor, wie das Lügen doch ein so hoheswerthes Kaster sei, und wie er selbst eine so große Aneignung dagegen erpfände, daß er, wie einer der bedeutendsten Männer des Alterthums, der Isehaner Epaminondas, nicht einmal im Scherz lüge. Kaum hatte er seine eindringliche Rede beendet, als einer von den Arbeitern, der bis dahin schweigend zugehört hatte, lebhaft ausrief: „Gebt dem Allen den Kessel! Er ist uns Allen über.“ Der Bischof soll sich auf Grund dieser betrüblichen Erfahrung fest vorgenommen haben, in Zukunft keine Neuarbeite zu zügel.

Am Gebirge.

„So ne Gemeinheit, führt der Arel ab und hat nig gezahlt!“

Apophorismen.

Von Marie Ebner-Eschenbach. So lang es mehr faule als fleißige Menschen giebt, bleibt der sozialistische Staat eine Utopie. „Mein brader Freund“, hat immer noch Gelegenheit zu sagen. Wer darf aber heutzutage von einem braden Freunde sprechen? Man muß manchmal sogar der Versuchung hülfreich sein, widerstehen zu können. Start im Thun, schwach im Dulden, ist Männerart. Schwach im Thun, stark im Dulden, ist Frauenart. Es klagt mancher über ein Uebel, der doch von ihm nicht befreit werden möchte. An eblen und großen Eigenschaften der Menschen hat man zeitweise seine Freude, über ihre kleinen Unarten ärgert man sich beständig. Das schlafende Gewissen wecken — welche Grausamkeit. Manches befreit man nicht aus Beschränktheit, manches nicht aus Weisheit. Zur Rosenzeit. Im Stadtpark früh zur Rosenzeit Wie schön bei schönem Wetter! Da sitzt der Herr Commerzienrath und liest die Tagesblätter. Der Herr Professor forscht gebüdt Nach jeder Rose Namen Und explicirt jedweden Hund Voll Eifer seinen Damen. Der wad'le Bürger stolz einher Mit innigem Behagen: Wie wirkt die frische Morgenluft So fördernd auf den Magen. Das Bärdchen in der Laube hat Schen kundenlang gelessen: Es läßt und blickt sich an und küßt — Der ganzen Welt vergessen. Und nach dem Liebespärdchen schaut Von naher Bank ein Dichter, Er schreibt nicht mehr, er schließt das Buch Und neidvoll seufzend spricht er: „O, Ihr habt recht! Zur Rosenzeit Soll man das Küssen wählen. Das Dichten scheint mir einzig gut: Das Küssen zu empfehlen.“ Am Bierhaue zum Adler in dem württembergischen Dorfe Bargau bei Gmünd soll früher eine Freisäule bestanden haben, die vor 500 Jahren von einem Kaiser zugleich mit der Gmünder Freipflicht gewährt worden sein soll. Ueber die Entstehung dieser Freisäule erzählen nun die „Blätter des Schwäbischen Albvereins“ aus dem Volksmunde folgende ergötzliche Geschichte: Der Adlerwirth von Bargau hatte die hübsche Angewandte, seinen Gästen die Teller erst vorzusetzen, nachdem er sie an dem rückwärtigen Theile seiner Lederhose abgerieben hatte. Das wurde auch dem Kaiser, der gerade in Gmünd weilte, erzählt, und dieser wollte sehen, ob der Wirth auch bei ihm keine Ausnahme machen werde. Er lehrte daher nach einer Jagd im Adler zu Bargau ein und bestellte ein Maßl. Der biedere Wirth blieb auch richtig dem Kaiser gegenüber bei seiner Tellerreinigungsmethode, und dies freute den gutgelanten Herrscher berart, daß er rief: „Hier wird Kaiser und Bauer ganz gleich behandelt, hier ist drum der würdigste Platz zu einer Freisäule.“ So war künstig, wer die Ecke im Adler zu Bargau erreichte, den Händen der Häcker glücklich entgegen und vorerst aller Sorgen ledig.

Am Gebirge.

„So ne Gemeinheit, führt der Arel ab und hat nig gezahlt!“

Sprichwörter über Frauen.

Verheirathe Dich mit einer Frau: nicht in ihrem Gesicht. Die Frauen und der Ofen gehören in's Haus. Die Zunge der Frau ist ein Degen, der nie zum rosten kommt. (Chinesisch.) Auf seine Frau oder einem Sad voll Mehl loszuschlagen, kommt auf dasselbe heraus: das Beste geht verloren und das Schlechte bleibt zurück. (Französisch.) Die Frau ist wie das Meer, geborsam dem, der ihr Trost bietet, furchtbar dem, der sie fürchtet. (Dänisch.) Ist Deinen Fisch, so lange er frisch ist; verheirathe Deine Tochter, so lange sie jung ist. (Dänisch.) Die Frau ist ganz Honig oder Galle; der Honig wandelt sich manchmal in Galle, niemals aber die Galle in Honig. (Italienisch.) Der Mann ist der Herr, die Frau das Feuer und der Teufel der Blasbalg. Die Frau und das Maulthier sind leichter mit Güte als mit Strenge zu lenken. (Spanisch.) Frage Deine Frau, aber handle nach Deinem Kopf. Es ist besser, mehrere Frauen zu haben, als eine; gib es Streit, so hast Du Deine Ruhe. (Arabisch.) Willst Du die Reinheit des Goldes erkennen, lege es auf den Prüffstein — die Kraft des Oehers, ab ihm zu tragen, — den Charakter des Mannes, löse ihn reden, — die Gedanken einer Frau: das wirst Du nie können. Eine Frau gleicht ihrem Schatten, flieht Du sie, so folgt sie Dir; fogst Du ihr, so flieht sie Dich. (Indisch.) Gedankenpanee. Das Mitleid mit dem Schurken ist ein Diebstahl an der ehrlichen Menschheit. Das Gewissen ist das Gesetz des Guten, das Gesetz das Gewissen des Schledhten. So Manchen läßt ein Schatten erst erkennen, Daß irgendwo ein Licht muß brennen. Der ärafte Despot, den man sich nur denken kann, ist ein verzoogenes Kind. Juweilen blind sein ist der beste Blick, Der Irthum manchmal unfer größtes Glück. Das Glück. Ein Schulterlein slikt voller Noth, Traut sich kaum aufzubilden Und tann für Weib und Kinder Brod Doch nie genug ersliden. Da schaut das helle Glück herein Zur dampfen eigenen Kammer Und heut ihm Gold und Edelstein Für Schusterah und Hammer. „Greif zu! Greif zu, mein lieber Mann!“ So drängt's ihn froh und heiter. Doch er — weil er's nicht fassen kann — Lacht und slikt ruhig weiter. Na... Willst du für jeden Fall gewappnet sein, So laß dich nur mit stärkern Gegnern ein; Du wirst bedauert, wenn du unterliegst Und wirst bewundert, wenn du siegst. Auch ein Grund. Mutter: „Kinder, Ihr müßt jetzt recht brav sein! Der Vater hat sich die Hand verstaucht, und da tann er Euch nicht durchhauen!“ — Zur Bekämpfung des gelben Fiebers. Wie der Direktor der bakteriologischen Forschungsanstalt zu Rio de Janeiro, Dr. Domingos Freire, in einer Mittheilung an die französische Akademie berichtet, scheint es nunmehr gelungen zu sein, mit den neuen bakteriologischen Heilverfahren auch der Gelbfieber — Seuche bezutammen und dieser Geißel der heißen ameritanischen Küstenländer die Lebensgefahr zu nehmen. Nach Freire, der in seiner Zeitschrift eine ausführliche Beschreibung und Kennzeichnung des Gelbfieber — Spaltbilzes, eines Kleinkegels (micrococcus ranthogentis), gibt, sind zu Rio schon seit dem Jahre 1883 zahlreiche Schutimpfungen mit geschwächten Keimkulturen vorgenommen worden, und zwar insgesamt an etwa 13,000 Menschen jedes Alters, Geschlechtes, Stammes und Berufs. Der Erfolg dieser Behandlung war, daß die Sterblichkeit unter den Geimpften nur noch 0,4 bis 0,6 vom Hundert betrug, obgleich in dieser Zeit die verheerendsten Seuchen wütheten und obgleich die meisten von jenen eben erst nach Brasilien gekommen waren und noch nicht Zeit gefunden hatten, sich dem Klima anzupassen.